

SWR2 Essay

Inselbesessenheit

Vom isolierten Leben und einer Poesie der Einsamkeit

Von Volker Demuth

Sendung: Montag, 12. Januar 2015

Redaktion: Stephan Krass

Regie: Günter Maurer

Produktion: SWR 2014

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Service:

SWR2 Essay können Sie auch als Live-Stream hören im **SWR2 Webradio** unter www.swr2.de oder als **Podcast** nachhören: <http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/essay.xml>

Mitschnitte aller Sendungen der Redaktion SWR2 Essay sind auf CD erhältlich beim SWR Mitschnittdienst in Baden-Baden zum Preis von 12,50 Euro.
Bestellungen über Telefon: 07221/929-26030

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.
Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Spr. 1

Wer in seinem Leben jemals auf einer Insel war, wer Inseln vielleicht von Zeit zu Zeit bewusst aufgesucht hat, der verbindet damit eine allgemeine Erfahrung: Jede Insel macht einen Unterschied. Nicht so sehr, weil Inseln in ihrer speziellen Geografie, Vegetation oder Ausdehnung recht verschieden sein können, je nachdem ob es sich um Vulkaninseln, Atolle oder um eine Seeinsel handelt. Den Unterschied machen Inseln vor allem deshalb, weil uns ihre Erreichbarkeit mit markanteren Problemen oder zumindest aufwendigeren Umständen konfrontiert, als es der gewohnte kontinuierliche Landraum tut. Indem ihre Erreichbarkeit uns nämlich unweigerlich zwingt, auf ein anderes Transportmittel als Auto oder Zug umzusteigen, machen Inseln auf einen diskontinuierlichen Raum aufmerksam, der dem Reisenden beim Durchqueren des Raums den Wechsel in ein anderes Element aufdrängt. Wir müssen uns nun aufs Wasser begeben oder in die Luft erheben und dabei verlieren wir den Boden unter den Füßen: ein Moment irritierender Grundlosigkeit.

Spr. 2

Und so ist es auch diesmal wieder bei meiner Reise in die Ägäis, wo sich jener elementare Moment der Unsicherheit auf dem Flughafen von Athen einstellt. Dort nämlich macht es ein sturmartiger Wind über Stunden ungewiss, ob der geplante Flug mit der kleinen Propellermaschine, die mich auf die Insel Páros bringen soll, an diesem Tag überhaupt stattfinden kann. Während der mehrmalige Aufschub des Starts lange Betrachtungen durch die Glasfront des Warteraums auf das Hügelland Attikas ermöglicht, trifft der Flugkapitän schließlich die Entscheidung, nur die Hälfte der Passagiere an Bord zu nehmen. Wer mitfliegt, entscheidet das Los, und am Ende befinde ich mich tatsächlich unter den zehn glücklichen Fluggästen, die ihre Reise fortsetzen können. Doch spätestens, als wir die Kykladeninseln Kéa und Síros überfliegen, und das schwächliche Flugzeug, von Böen wild gerüttelt, für immer in einem der Luftlöcher zu versinken droht, gerate ich in ernsthafte Zweifel, ob mich mit dem Los wirklich ein Glück getroffen hat.

Spr. 1

Gleichwohl gibt es keinen anderen Weg, um auf eine Insel zu gelangen, als sich dem flüssigen oder gasförmigen Element als Trägermedium anzuvertrauen. In aller Regel ruft diese Tatsache angesichts moderner Mobilitätstechnik zwar deutlich weniger Befürchtungen hervor, als das in früheren Zeiten üblich war und vor Anbruch einer Reise zu Gebeten und kirchlichen Segnungen Anlass gab. Trotzdem bleibt jene Zäsur weiterhin spürbar, mit der wir uns vom Festland abstoßen oder von da abheben, um nun eine mehr oder weniger lange Phase der Grund-Losigkeit zu beginnen. Es handelt sich dabei um ein Intervall erhöhten Risikos, das uns im Schwanken oder Schweben körperlich unmittelbar bewusst wird. Und wenn der Begriff „Grund“ in diesem Zusammenhang doppeldeutig und höchst relevant mit der menschlichen Seinsweise von Raum und Rationalität spielt, dann sollten wir einen philosophischen Aspekt nicht unterschlagen, der diese Risikoerfahrung ein wenig *grundsätzlicher* zu verdeutlichen vermag. Denn im Unterschied zu Luft oder Wasser, denen, obwohl elementar, innerhalb der abendländischen Denkgeschichte traditionell nie eine tragende Bedeutung zuerkannt wurde – sieht man von ein paar Vorsokratikern ab –, versprach der Grund stets eine besondere Festigkeit und somit

verlässliche Standpunkte. Da sowohl fluides wie auch aviatisches Wissen, gebaut auf Grundsätze, unvorstellbar erschien, forschte eine lange Reihe von philosophischen Denkern, die in der Antike mit Aristoteles beginnt, nach dem Grund, und zwar am besten: dem letzten Grund.

Spr. 2

Den modernen Höhepunkt stellen, nach Schopenhauers Schrift *Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde* dabei zweifellos Martin Heideggers Überlegungen *Vom Wesen des Grundes* dar. Heideggers fundamentale Recherche nach der Seinsgrundlage versucht in Erfahrung zu bringen,

Spr. 3

„was wir Grund zu nennen pflegen: der Grund des Was-seins, des Daß-seins und des Wahr-seins“.

Spr. 2

Da dem Grund eine „wesensmäßige Beziehung“ zur Wahrheit innewohne, lassen sich Gründungen – etwa von Existenzen – oder Begründungen – etwa von Wahrheitsansprüchen – naturgemäß nur schwer in grundlosen Medien wie Luft oder Wasser bewerkstelligen, wo man leicht im Bodenlosen versinkt. Grund und Boden liegen bei Heidegger nicht zufällig nahe beieinander. Doch räumt der Philosoph immerhin ein:

Spr. 3

„Das menschliche Dasein (hat) als »räumlich« existierendes unter anderen Möglichkeiten auch die zu einem räumlichen »Übersteigen« einer räumlichen Schranke oder Kluft.“

Spr. 1

Das heißt in unserem Zusammenhang, eine Insel aufzusuchen bedeutet, sich der Erfahrung einer elementaren Differenz auszusetzen: Sprung, Kluft, Übersetzung. Zwar kein vollständiger Bruch, aber doch eine gravierende Unterbrechung. Wo das Land somit abbricht, erzeugt die Unterbrechung zunächst eine Stockung unserer bisherigen Bewegung, dann aber sogleich auch die Spannung des Hier und des Drüben, mit der die erweiterte Topik des Diesseits und Jenseits ins Spiel kommt. In dem gespannten Interesse, das sich auf diese Weise um das Zeichen der Insel aufbaut, macht sich das Bewusstseinsmoment eines leicht riskanten Abstands, einer gewagten Distanz bemerkbar. Und es ist dieser bodenlose Hiatus, den ich nicht bloß am eigenen Leib verspüren kann, während die Propellermaschine bedenklich Richtung Erdboden zur Landung wackelt, der vielmehr auch die Introduction jeder Inselgeschichte und damit einen wesentlichen Teil jenes Insel-Appeals ausmacht, den der englische Schriftsteller Lawrence Durrell als „Islomania“ bezeichnet hat.

Spr. 3

„Ich (habe) einmal eine Aufzeichnung von Krankheiten gefunden, die von der medizinischen Wissenschaft noch nicht zur Kenntnis genommen worden sind, darunter die *Islomania*, die als eine seltene, aber keineswegs unbekannt behexung der Seele beschrieben wird. Es gibt Menschen (...), die Inseln nur schwer widerstehen können. Die bloße Vorstellung, auf einer Insel, in einer kleinen, vom Meer umgebenen Welt zu leben, erfüllt sie mit unbeschreiblicher Trunkenheit.“

Spr. 2

Tatsächlich nimmt das Phänomen Insel nicht bloß im seelischen Haushalt individueller Sehnsüchte einen breiten Raum ein, sondern auch in unserer allgemeinen kulturellen Vorstellungswelt. So hat es eine lange Tradition, in Inseln existenzielle Metaphern zu sehen. Hat Johannes Mario Simmels Romantitel recht: *Niemand ist eine Insel* oder doch Paul Simons Pop-Zeile: *I am an island*? Oftmals wurden Inseln zu Orten abenteuerlicher Versprechen, etwa bei *Schatzinseln*, aber nicht weniger auch von düsteren Ahnungen. Dass sie bedrohliche Fantasien wachzurufen vermögen, belegen belletristische *Geisterinseln* nicht weniger wie beispielsweise der filmische Alptraum von *Shutter Island*. Und dass ihnen nach wie vor etwas Besonderes anhaften muss, erkennen wir allein schon an dem Umstand, wie sehr sie als touristische Anziehungspunkte jener modernen Massen taugen, die dem Slogan folgen: „Reif für die Insel“. Mit Gewissheit lässt sich daher die Behauptung aufstellen: Die Insel ist ein anderer Ort – ein Ort des Anderen. Davon zeugt nicht zuletzt jene reichhaltige Mythologie, die sich seit langem mit Inseln verknüpft hat, von der elysischen Insel der Seligen bis zur Insel Avalon des Gralsmythos oder jenem sagenumwobenen Thule, das man sich am nördlichen Rand der bewohnten Welt im Meer liegend dachte.

Spr. 1

All das sind Hinweise auf eine kulturelle Faszination, die sich in den mythischen Narrationen von außerordentlichen Inseln erhalten und seither nicht mehr verloren, vielmehr in Kunst, Literatur und Film reich entfaltet hat. Worin aber liegt der Grund dafür? Warum geht von Inseln jener sirenenhaft verlockende oder - im Gegenteil - beängstigende Zauber aus, wie ihn Durrell, selbst zeitlebens angezogen von Inseln, als „Behexung der Seele“ und eine Art von „Trunkenheit“ beschrieb? Eine Frage, die mich, der ich seit vielen Jahren von Inseln wie von Sirenen verlockt werde, nicht loslässt und die mir jetzt, wo mich das Taxi über eine gewundene Küstenstraße zu meinem Zielort auf Páros bringen soll, ein sonderbares Wort in Erinnerung ruft. Ich bin darauf bei Emile Cioran gestoßen, genauer in seinem Werk *Dasein als Versuchung*. 1956 veröffentlicht, drei Jahre nach Durrells Überlegungen zur *Islomania*, wendet sich Cioran mit Tiberius darin einem bereits während seiner Regierungszeit heftig umstrittenen Regenten zu, jenem nach Augustus zweiten römischen Kaiser. Für Tiberius, der den flamboyanten römischen Luxus so entschieden ablehnte, wie er die grassierende römische Spielleidenschaft offen verachtete, erfindet Cioran eine denkwürdige Charaktereigenschaft: die *Inselbesessenheit*.

Spr. 3

„Ich denke an jenen Kaiser meines Herzens, an Tiberius (...), an seine Inselbesessenheit, seine Jugendjahre auf Rhodos, sein Greisenalter auf Capri. Ich liebe ihn, weil der Mitmensch ihm unbegreiflich erschien, ich liebe ihn, weil er keinen Menschen liebte. (...) Das Exil war seine Passion (...). Dieses Hin und Her zwischen Capri und den Vorstädten von Rom, die er nicht zu betreten wagt, dieser Widerwille, den ihm menschliche Gesichter verursachten ... Einsam wie Swift, dieser Pamphletist einer anderen Ära, dieser Pamphletist, der älter als die Menschheit zu sein scheint. Wenn alles mich allein läßt, wenn *ich mich selbst allein lasse*, dann denke ich an diese beiden, klammere mich an ihren Ekel und an ihre Grausamkeit, stütze mich auf ihren Taumel. Wenn ich mich selbst allein lasse, ja, dann wende ich mich ihnen zu: dann könnte nichts mich von ihrer Einsamkeit ausschließen.“

Spr. 2

Die Insel – im Bewusstsein der Kluft – als existenzielles Exil. Für Cioran ist es ein Abstandnehmen von der eigenen Zeit, einer bitteren Melancholie hingegeben. Aber wie viel von einem Zeit-Ekel spielt nach den Gesten des existenzialistischen Überdrusses in Wirklichkeit auch in unserer Gegenwart mit, wenn wir uns für die insulare Situation entscheiden? So wie ich es schon oft getan habe, in den meisten Fällen um einen mir entsprechenden Ort zum Schreiben zu finden. Und auch jetzt treibt mich jenes tiefe Bedürfnis hierher, wieder suche ich, während ich über neunzehn weiße Marmorstufen, deren unterste den Rand der Straße berührt, zu einem großen hellen Gebäude hinaufsteige, jenen rätselhaften, jenen anderen Insel-Ort. Dabei erweist sich das Foyer des Hotels, zu dem mich die Marmorstufen führen, als gänzlich menschenleer, was vielleicht an der schläfrigen Nachmittagsstunde liegen mag. An der Rezeption, einer hellbraunen, einst glänzend lackierten, nun aber schartig und stumpf gewordenen Holztheke, erwartet mich jedoch ein Blatt Papier, das zu einem kleinen Zelt gefaltet dasteht, darauf mein mit violetter Filzstift geschriebener Name. Unter dem Papierzelt entdeckte ich einen Schlüssel mit der Zimmernummer 13.

Spr. 1

Die Wahrheit ist, das Hotel ist kein Hotel, und ich bin darin auch kein Gast, jedenfalls nicht in einem gewöhnlichen Sinn. Im Innenhof, den ich durchqueren muss, um zu meinem Zimmer zu gelangen, füllt ein Eukalyptusbaum die Luft mit scharfem Mentholgeruch. Über der Zimmertür Nr. 13 brüten Schwalben auf einer Wandlampe, die mit ihrem grünen Pfeil den hier Logierenden dereinst den Fluchtweg angezeigt hat. Inzwischen funktioniert sie nicht mehr. Etwas später werde ich erfahren, dass das Hotel, dessen prächtige Marmorfassade hinter einer Schicht rotbraunen Staubs versunken ist, den Namen Pántheon getragen hatte. Diesen ambitionierten Namen hat es verloren, nachdem es inzwischen ein Exhotel geworden ist, und sein Niedergang ihm das Schicksal bescherte, in ein Haus der Literatur verwandelt zu werden. Hierhin hat mich nun der griechische Schriftstellerverband eingeladen. Nachdem mich niemand als ein regloser Gecko an der Zimmerwand in Empfang nahm, komme ich mir vor, als wäre ich hier der letzte Mensch, und das Exhotel scheint mir, nicht nur wenn das unruhig flackernde, vom Wind getriebene Licht der Dämmerung in seine Gänge fällt, mit nichts anderem beschäftigt als einzig jener

Melancholie, über versunkene, glanzvollere Tage nachzusinnen. Die durchdringende Stille und mein Auf-mich-selbst-gestellt-sein verbinden sich zu einer Atmosphäre, die die Kontur eines Abgetrenntseins annimmt, in der ich die Souveränität der Insel deutlich wahrnehmen kann. So ist es nicht schwer, sich in dem Haus der Literatur wie auf einer verlassenen Insel zu fühlen, mitten auf der Insel Páros.

Spr. 3

„Die Insel Saint-Pierre, in Neufchâtel die Insel La Motte genannt, mitten im Bieler See, hat einen Umfang von ungefähr einer halben Stunde. (...) Auf einer Pilgerfahrt zu Fuß, die ich im voraufgehenden Sommer mit du Peyrou gemacht hatte, hatten wir diese Insel besucht, und ich war so von ihr entzückt worden, daß ich seitdem stets auf die Mittel gesonnen hatte, dort meinen Wohnsitz aufzuschlagen. (...) Mir schien, daß ich auf dieser Insel mehr von den Menschen getrennt wäre, mehr gegen ihre Kränkungen geschützt, mehr von ihnen vergessen, mehr, mit einem Wort, der Süße der Muße und des beschaulichen Lebens hingegeben. Ich hätte auf dieser Insel so abgesperrt sein wollen, dass ich keinen Verkehr mehr mit den Sterblichen gehabt hätte, und ich traf auch alle erdenklichen Maßregeln, um mich der Notwendigkeit zu entziehen, ihn zu haben. Ich nahm also gleichsam von meinem Jahrhundert und meinen Zeitgenossen Abschied“.

Spr. 2

Als Jean-Jacques Rousseau sich im Herbst des Jahres 1765, nach schweren Anfeindungen nicht nur seitens des Klerus, auf die Petersinsel begibt, erhofft er sich die Entlastung von gesellschaftlicher Kontrolle und dem damit verbundenen normativen Zwang auf sein Leben. Tatsächlich sollten es dort die beiden unbeschwertesten, glücklichsten Monate seines Lebens werden. Statt, wie bei Cioran im 20. Jahrhundert, in der Inselbesessenheit die existenzialistische Zuspitzung zum Welt- und Selbstekel zu erleben, gewinnt Rousseau in seiner insularen Lage für sich eine Poesie der Einsamkeit zurück, die ihn von der modernen Selbstvergessenheit hektischer, statusbewusster und geschäftstüchtiger Lebensstile befreit. Seine Gesellschaftsabgewandtheit schließt, wie er erkennt, eine spezifische Gegenbewegung mit ein: die Zuwendung zu sich selbst. Die Abkehr von der Welt fällt für Rousseau mit jenem abgesonderten Ort zusammen, wo man zwar allen anderen, aber nicht mehr sich selbst ausweichen kann. Und so formulieren seine *Träumereien eines einsamen Spaziergängers* die Spannung eines individuellen Widerstands:

Spr. 3

„Losgerissen von der ganzen Welt, was bin ich selbst?“

Spr. 1

Jean-Jacques Rousseau, dieser Solitär aus Überzeugung, entdeckt in der von einer beginnenden urbanen Zivilisation verachteten oder sogar gefürchteten Kultur der Einsamkeit ein Stück unspektakulärer Revolte der Subjektivität und ihres asozialen Autonomieanspruchs. Das Ich, nicht mehr nur grammatische Figur zwischen Einzahl und Masse, bekommt im diskreten Glück der äußeren Differenz die Möglichkeit geboten, zum Spezialisten der inneren Distanz und Unabhängigkeit zu werden. Und

genau das scheint Rousseau die anthropologische Wende, die das gesellschaftlich vereinnahmte, verwaltete, leistungsbestimmte und allseits kontrollierte Individuum vollziehen muss, soll der Begriff der Freiheit noch einen sinnvollen Teil seiner Bestimmung ausmachen. Die Insel als ökologische Nische der Zurückgezogenheit wird zum Verteidigungsposten der eigentlichen menschlichen Natur, weshalb Rousseau gerade in der Annäherung an deren unverstellte Natürlichkeit eine bisher unbekannte Selbstnähe erleben zu können meint.

Spr. 3

„Ich schlendere den ganzen Tag ohne Plan und Ordnung umher und folge in allem nur der Laune des Augenblicks. (...) Die verschiedenen Bodenarten, die auf der Insel trotz ihrer Kleinheit hervortraten, boten mir eine hinreichende Mannigfaltigkeit von Pflanzen zum Studium und zur Unterhaltung für mein ganzes Leben. (...) Manchmal rief ich gerührt aus: »O Natur, o meine Mutter! Hier bin ich nur unter deinem Schutz. Hier drängt sich kein listiger oder schurkischer Mensch zwischen dich und mich«. So war ich vom Lande wohl eine halbe Stunde fern. Ich hätte gewünscht, dieser See wäre der Ozean gewesen.“

Spr. 2

Isola. Die anthropologische Grundbedingung der Isolation, wie sie von Rousseau zum Gegenentwurf einer totalen Vergesellschaftung des Einzelnen erhoben wurde, scheint, nach zweieinhalb Jahrhunderten, auch für jene Autoren noch eine gewisse Gültigkeit zu besitzen, die derzeit in dem aufgegebenen Pántheon auf Páros ihren Aufenthalt genommen haben. Zusammen sind wir, wie ich nach und nach herausgefunden habe, nicht mehr als vier und damit entschieden zu wenige, um das Gebäude auch nur annähernd mit Leben erfüllen zu können. Zumal jeder sichtlich mehr Wert darauf legt, für sich zu sein. Wir alle schreiben, und das ist es, diese isolierte Tätigkeit, was uns verbindet und auf dieser Insel aus verschiedenen Weltrichtungen zusammengeführt hat. Eine Griechin, eine Amerikanerin, ein Zypriot und ein Deutscher. Wir bewegen uns, wenn wir nicht, wie einst Rousseau, einsame Spaziergänge unternehmen, geräuschlos durch die Räume, wie Vergessene, die nicht so genau wissen oder es vielleicht selbst schon vergessen haben, was dazu geführt haben mochte, dass man sie vergaß. Die Insel wird zum Intervall, zum Zwischenraum des schreibend Auf-uns-selbst-Zurückkommens.

Spr. 1

Wenn es zutrifft, dass Isolation und Einsamkeit in aller Regel kostbare Phasen darstellen, die wir zwischen uns intensiv beschäftigenden Geschichten einlegen, verbunden mit dem bewussten Aussetzen von Kommunikation und aktiver Weltveränderung, dann ergibt sich dadurch gerade im Zeitalter einer Ideologie des Realitätssinns die seltene Chance, eine fast methodische Weltfremdheit einzuüben. Die „Süße der Muße“, von der Rousseau in diesem Zusammenhang spricht, oder die „strenge Unterwerfung unter die Gesetze der Inkonsequenz“, wie sie Durrell bei der Islomanie für unverzichtbar hält, leiten mit der Praxis der Inaktivität auch eine neuartige Ökonomie der Wahrnehmung und Vorstellungskraft ein. Unsere Aufmerksamkeit wird sinnlicher und der Blick merklich geschärft, bisweilen schmerzhaft klar. Der erhöhte Grad an Bewusstheit bewirkt eine Deutlichkeit und

Präsenz der Dinge, die sich auch hier auf Páros nicht allein durch jenes ägäische Licht erklären lässt, das frei ist vom Sfumato des Kontinentallichts. In Wahrheit wird die sensuelle Schärfung, in der man eine subtile Form erleuchteter Anwesenheit sehen könnte, durch den abrupten Einschnitt der Isolation hervorgerufen, die noch im meerverhangenen Regendunst dieses Apriltags die Hauswürfel der Inseldörfer hell und scharfkantig aufblendet. Wind treibt das Maultier am Tag grau durch die Straßen. An den Zypressen brennt später der Abend herunter.

Spr. 2.

Neben einem naturalen Retrostil und der verfeinerten und genaueren Wahrnehmung schreibt sich Inseln als Topos der Isolation allerdings noch ein weiteres Merkmal ein. Die Insel ist ein Ort des Anderen, und in dieser alternativen Verfasstheit hält sie auch eine andere Zeit vor. Das hängt mit einem Phänomen zusammen, welches von Kulturwissenschaftlern als soziale Zeit beschrieben wird. Im Unterschied zu der durch Uhren technisch formierten und koordinierten Zeit, die heute innerhalb eines Tempodroms der Mobilität von Materie, Menschen und Informationen stattfindet, bezieht sich die soziale Zeit auf die individuellen und gesellschaftlichen Lebensrhythmen, sowie insgesamt auf die vielfältigen kulturellen Einteilungen von Tag und Jahr. Nun hat aber weder die beschleunigte Arbeitswelt großer Industriezentren mit ihren Zeittakten und Zeitverdichtungen die kleineren Inseln geformt, noch werden diese von Bahnlinien oder Autobahnen durchschnitten und dadurch mit rasender Mobilität versorgt. Die technisch effiziente Zeit mit all ihrem Zeitdruck und Zeitmanagement konnte daher nicht oder nur in vergleichsweise geringer Ausprägung wirksam werden. Die Folge davon ist, dass im insularen Raum ein gemäßigteres Tempo vorherrscht, das sich an einer Langsamkeit orientiert, die sich wiederum an einer weilenden, anstatt der flüchtigen Zeit ausrichtet.

Spr. 1

Als Rückzugsort vor den Zeit- und Raumzumutungen der Moderne erzählt der Topos Insel, geschützt von einer elementaren Zäsur, von einem eigenwilligen Ort der Existenz. Nicht nur erweist sich die Noblesse seiner Distanz zu den Erregungsmoden und die Unaufgeregtheit des Abstandhaltens zu den Konsumstilen der Epoche als ausnehmend vorteilhaft für die Selbst- und Welterkenntnis. Auch die offensichtliche Differenz zu den enormen Kommunikationsanforderungen und Steigerungsimperativen des sozial-ökonomischen Kontinentalklimas wirken sich günstig aus auf das Innewerden des Ichs. Aus diesen Gründen bot sich die Insel seit jeher als konkrete Metapher des selbstbewussten Lebens an, wie bereits bei dem assyrischen Mönch Isaak von Ninive im 7. Jahrhundert deutlich wird:

Spr. 3

„Dies ist der Weg des Einsiedlers, solange er von dieser Welt ist. Er verläßt die eine Insel um der anderen willen. Die verschiedenen geistigen Erfahrungen, denen er begegnet, sind ebenso viele Inseln, bis er schließlich seine Schritte hinlenkt zu der Stadt, deren Bewohner nicht mehr reisen, und worin jeder erfüllt ist von dem, was er hat. Glückselig diejenigen, deren Reise durch den großen Ozean ohne Störung verläuft.“

Spr. 2

Doch jener Stadt der Erfüllung oder der heiteren Petersinsel Rousseaus geht eine lange Geschichte mythologischer Kodifizierungen der Insel voraus. Sie sind es, die das Imaginäre mit der Energie einer großen Verheißung versorgen. Die griechische Mythologie verzeichnet diesen außerordentlichen Platz im äußersten Westen des Erdkreises unter dem Namen Elysium. Dorthin, auf die Insel der Seligen, werden, nach einem gottgefälligen Leben, ausgewiesene Helden entrückt, um dort fortan ein Dasein in Unsterblichkeit zu führen. Der transzendente Traum von der *insula felix*, die den Irdischen nach dem Tod als glückserfüllter Ewigkeitsort winkt, setzt sich in der jüdisch-christlichen Paradiesvorstellung dann verwandelt fort. Dabei hat man, solange die Geografie dem Glauben eine Landschaft des Vollendeten einräumte, den Paradiesort zunächst irgendwo im Zweistromland, dann unmittelbar neben dem Mongolischen Reich oder in Afrika vermutet. Doch mit dem zunehmenden Bekanntwerden des Erdraums und dem damit einhergehenden Verschwinden der *terra incognita* zeichnete sich das Paradies, dieser nachteillose Raum des Lebens, schließlich auf einer Insel ab.

Spr. 1

So etwa auf einer Seekarte aus Genua vom 15. Jahrhundert, worauf das Paradies auf einer dem Land „Cathay“, gemeint ist China, vorgelagerten Insel zu sehen ist. Als jedoch an die Stelle einer solchen *Geographia sacra* aufgrund weitergehender Schiffsexpeditionen endgültig eine vermessene Empirie trat, waren auch insulare Standort nicht mehr zu halten. Das so eindrückliche wie kunstvolle Zeugnis dafür liefert der Venezianer Fra Mauro in seinem Todesjahr 1459, als die vom portugiesischen König bei ihm in Auftrag gegebene Weltkarte fertiggestellt werden konnte. Auf seiner *Mappa mundi* platziert Fra Mauro das Paradies, für keinen Betrachter zu übersehen, jetzt und für alle Zeit jenseits des Erdkreises, auf einer exorbitanten Insel. Der bisherige kontinuierliche Raum löst sich damit auf. Und die räumliche Trennung von diesseitiger und jenseitiger Welt tritt – nun als eine metaphysische Kluft – durch die extraterrestrische Verinselung des zeitlosen, abgerückten Glücksortes in Kraft.

Spr. 2

Seit den Zivilisationsfluchten, die spätestens mit Paul Gauguin zu Ikonen einer Gegenmoderne aufstiegen, sind Inseln zu einem Stereotyp der Reiseindustrie geworden. In deren traumhaften Bildern von Atollen in einem türkisblauen Meer, die den massenhaften Tourismus ankurbeln, bleibt die Realität solcher Reise*paradiese* allerdings in aller Regel unsichtbar. Je mehr die *splendid isolation* bestimmter Inseln durch Massentouristik hinfällig wird, desto stärker nimmt ihre Eigenart ab und verändern externe Kulturformen und neue ökonomische Strukturen die ursprüngliche Lebenswelt. Die Folge ist, dass die Inseln strukturell mehr und mehr ans Festland angeschlossen werden.

Spr. 1

Eine tief in insulare Mentalitäten einschneidende Entwicklung, von der im ausgedienten Pántheon auch der betagte zypriotische Schriftsteller berichtet, wenn

er, schmal von Gestalt, mit schütterem Bart und starker Brille, dann und wann mit schlurfenden Schritten Gänge und Räume durchschreitet, auf der Suche nach einer Tasse Tee, und wir uns dabei begegnen und in ein Gespräch verstricken. Mit einem Unterton der Enttäuschung und Verbitterung erzählt er vom Ausverkauf seiner Insel, von der Vernichtung ihrer Landschaft und der ungeheuren Vermüllung. Es kommt daher fast einer Flucht gleich, dass er nun hier auf Páros ist, wo der Tourismus in dieser frühen Jahreszeit noch nicht eingesetzt hat. Fast täglich bleiben nasse, schwere Wolken am Hang des Bergs Stroúmboulas hängen, und der kühle Meltémi peitscht die Aleppokiefern, was mich unwillkürlich an Truman Capote erinnert, der vor siebzig Jahren die Insel ebenfalls im April besucht hatte.

Spr. 3

„(Die) Insel Páros (ist) zweifellos der Lieblingsaufenthalt des Meltémi: er verlässt sie praktisch nie, wirbelt vielmehr heulend um die Insel wie die Spektralstimmen ertrunkener Seeleute, Jahrhunderte von an den Klippen zerschmetterter Seeleute.“

Spr. 2

Keine Frage, die Reisewellen werden sich bald auch wieder über diesen jetzt noch von windjammernden Stimmen erfüllten Ort ergießen. Und nachdem die Ägäis weitgehend leergefischt ist und der einstmals berühmte Marmorabbau gegenwärtig kaum noch etwas abwirft, ist die zu Wochen gebündelte Migrationsbewegung Urlaubsbedürftiger zu einem wichtigen Teil der insularen Wirtschaft geworden. Wenn die Urlauber in den Sommermonaten die Strände und Lokale bevölkern, sorgen sie auch für ein Stück Wohlstand. Und trotzdem erscheint es bisweilen so, als würden die Inselbewohner jene Wöchner des Ausspannens insgeheim verachten, verborgen hinter einem überwachen Geschäftssinn und einer unüberwindlichen Reserviertheit, die nur darauf wartet, dass die Insel, sind die Massen des gestressten Lebens erst wieder abgewandert, in ihr altes Leben zurückfindet.

Spr. 1

Griechenland besitzt, nimmt man auch die kleinen Felseninseln und Riffe dazu, über 3000 Inseln. Bewohnt sind davon 167. Und der Grieche Platon war es, der in den philosophischen Dialogen *Kritias* und *Timaios* die Geschichte der Insel Atlantis schildert. Den außerirdischen, transzendenten Paradiesinseln tritt damit die politische Vision des ideal verfassten Staatswesens an die Seite. Obwohl Platon nicht müde wird, die Vorzüge jener reichen, nach außen machtvollen, nach innen gut und gerecht organisierten Insel zu rühmen, benennt er doch auch ebenso unmissverständlich die Gründe ihres Untergangs: den Zerfall des sozialen Zusammenhalts und der Tugend, zügellosen Egoismus, wachsende Ungerechtigkeit und Machtanmaßung. Kurz: Die Bewohner von Atlantis hatten begonnen, den göttlichen Teil ihrer menschlichen Natur aufgrund ihrer Hybris zu verachten. Weil aber die kosmische Ordnung fraglos auch für sie galt, konnte es nicht ausbleiben, dass die sittlich denaturierte Insel innerhalb nur eines Tags und einer Nacht für immer im Meer versank.

Spr. 2

Beinahe zwei Jahrtausende sollte es dauern, bis der gedankliche Impuls Platons wieder aufgenommen wurde. „Nova insula utopia“ – Thomas Morus veröffentlicht seinen herausfordernden Entwurf eines idealen gesellschaftlichen Zusammenlebens im Jahr 1516 und er verbindet den von ihm neu geschaffenen Begriff der Utopie folgenreich mit jenem der Insel. Es scheint, als könnte das Andere der Gesellschaft in Form einer sowohl antiken wie neuzeitlichen Sozialutopie einzig durch eine insulare Differenz zu dem Bestehenden gedacht und entworfen werden. Die Insel wird somit zum regulativen Modell für die beste kollektive Lebensform. Gleichzeitig ermöglicht sie durch ihre fiktive Konstruktion eine provokative Brechung. So beispielsweise wenn bei Morus die Utopier „in der Pflege geistiger Bedürfnisse (...) das wahre Glück des Lebens“ sehen oder einer wuchernden Verrechtlichung sämtlicher Lebensbereiche entschieden vorbauen. Auch bei der Frage der Bedeutung des Geldes, von eigenem Vermögen und Reichtum tut sich ein meerbreiter Graben zwischen der utopischen Insel und der Realgeschichte auf.

Spr. 3

„Wo es noch Privatbesitz gibt, wo alle Menschen alle Werte am Maßstab des Geldes messen, da wird es kaum jemals möglich sein, eine gerechte und glückliche Politik zu treiben. (...) So bin ich denn fest überzeugt, dass der Besitz durchaus nicht auf eine billige und gerechte Weise verteilt und überhaupt das Glück der Sterblichen nicht begründet werden kann, solange nicht vorher das Eigentum aufgehoben ist; solange es bestehen bleibt, wird vielmehr auf dem weitaus größten Teil der Menschheit Armut, Plackerei und Sorgen als eine unentrinnbare Bürde weiter lasten. (...) Haben die Reichen erst einmal im Namen des Staates, das heißt also auch der Armen, den Beschluß gefaßt, ihre Machenschaften durchzuführen, so erhalten diese sogleich Gesetzeskraft. Aber selbst wenn diese abscheulichen Menschen in ihrer unbegreiflichen Gier alle Güter des Lebens, die für alle gereicht hätten, unter sich aufgeteilt haben – wie weit sind sie dennoch entfernt von dem glücklichen Zustand des utopischen Staates!“

Spr. 1

Die utopische Insel erweist sich als das avantgardistische soziale Labor für eine Umwertung der Werte. Dort zeigt sich eine neue Welt, mit deren Verfassung sich Alteuropa – wenige Jahre nach der Entdeckung Amerikas – konfrontiert und in ihrem Sinn und Selbstverständnis herausgefordert sieht. Die „insula nova“ ist der Lebensraum einer radikalen Alternative. Und Morus' Insellösung der besten aller möglichen Welten lässt dann auch die nachfolgenden Gegenbilder zur historischen Realität in einem reizvollen Licht erscheinen. Entsprechend entwirft Tommaso Campanella ein Jahrhundert nach Morus in *La città del Sole* einen idealen Sonnenstaat, den er auf der Insel Taprobane, dem heutigen Sri Lanka, ansiedelt. Und fast zur gleichen Zeit imaginiert Francis Bacon sein „neues Atlantis“ in der Südsee, das er auf den Namen Bensalem tauft. Es sind dies allesamt Inseln, die uns einen denkbar großen Unterschied vor Augen führen. Die Kluft der Unterscheidung erweist sich in der Tat als so gravierend, dass sich die Vernunft Europas, von diesen utopischen Inseln aus betrachtet, wie ein einziger Verblendungszusammenhang der Irrationalität ausnimmt.

Spr. 2

Und noch im 19. Jahrhundert ist etwas von der radikalen utopischen Differenz zu spüren, wenn Friedrich Nietzsche ein Kapitel seines *Zarathustra* unter die Überschrift setzt „Auf den glückseligen Inseln“. Der insulare Proberaum eines neuen Menschheitsglücks steht bei Nietzsche nun allerdings unter einem ganz neuen Thema, dem des posthumanen Übermenschen, als welcher der Mensch sich fortan selbst erschaffen und an die Stelle des einstigen Schöpfers im Kosmos platzieren soll.

Spr. 3

„Seht, welche Fülle ist um uns! Und aus dem Überflusse heraus ist es schön, hinaus zu blicken auf ferne Meere. Einst sagte man Gott, wenn man auf ferne Meere blickte; nun aber lehrte ich euch sagen: Übermensch. (...) Könntet ihr einen Gott *schaffen*? – So schweigt mir doch von allen Göttern! Wohl aber könntet ihr den Übermenschen schaffen. (...) Also sprach Zarathustra.“

Spr. 1

In dem politischen Fantasiestück von Morus, diesem lebenslangen Insulaner, finden sich aber auch realistische Bemerkungen über die Bedingungen der Insel. Vermutlich zeichnen sich diese Bedingungen dabei auf kleinen Inseln schärfer ab als auf den großen. Als mentalitätsgeschichtliches Merkmal hängen sie mit dem Leben auf engem Raum zusammen, wie es Inseln naturgemäß vorgeben und mit dem Morus seine Erfahrungen gemacht hatte.

Spr. 3

„Überall sieht die Öffentlichkeit dem einzelnen zu und zwingt ihn zu der gewohnten Arbeit und zur Ehrbarkeit beim Vergnügen.“

Spr. 2

Unter diesem Blickwinkel lässt sich dann etwa auch die architektonische Form jener parischen Inseldörfer wie eine Allegorie lesen. Schon ein Blick durchs Fenster zeigt: Der Kosmos ist das Dorf, ist die naheliegende Ordnung. Die drängende Enge der kubischen, geweißten Häuser – auch sie diktiert von der Inselbedingung – vermindert die Wucht der vom Meer hereinziehenden Stürme. Der geometrisch kompakt gebaute Ort bietet ihnen, und damit dem Chaos, nur wenig Angriffsfläche. Und wo die Häuser dermaßen zusammenrücken, dass jede Gasse sich zum schulterbreiten Durchschlupf verengt, entfaltet es ebenso wenig Wirkung, wenn eine brennende Sonne das Dorf im Sommer über Monate im Griff hält und noch die letzten Grashalme an den Hängen der Landschaft verdorren lässt. Tatsächlich begreift man diese absichtsvolle Festigkeit und Kohäsion nach innen umso besser, je mehr man sich vergegenwärtigt, wie verwundbar Inseln nach außen sind, was nicht zuletzt auch Páros in seiner Geschichte oftmals hat erleben müssen, und noch bis ins 19. Jahrhundert hinein, wo Piraten mehrfach an seiner Küste zu wüsten Plünderungen anlandeten.

Spr. 1

Die Form des Raums, der von Menschen bewohnt und mit Leben erfüllt wird, wirkt umgekehrt auf deren Lebensformen zurück. Dabei ist die Form der Einheit, welche jede Insel darstellt, gewissermaßen objektiv, weil geografisch. Die weniger historische als vielmehr naturgegebene Grenze von Festland und Wasser besitzt einen Grad von Sachlichkeit, der von keinem geleugnet werden kann. Das dadurch geprägte Leben in der Distanz, wie man es von Inseln aus gegenüber dem Festland eines Kontinents empfindet, führt unweigerlich zu einer gewissen Identität, möglicherweise auch zu einem eigentümlichen Stolz. Selbst wenn das Wesen der Insel, ihre Isolation, sich inzwischen abgeschwächt haben dürfte, ist doch noch immer etwas geblieben von jenem Unterschied, den das Meer ausmacht, das sie umschließt. Ein merklicher Abstand, mit dem sich auf Inseln seit je Abstand und Zusammengehörigkeit formiert hat. Dem distanzierten Leben nach außen entspricht eine besondere Nähe nach innen, die von dem Leben auf engem Raum in prägender Weise verstärkt wird.

Spr. 2

Wem die charakteristische Inselbedingung auf den Leib rückt, dem können die Einschränkungen dieses Lebensraums nicht unvertraut bleiben. Tatsächlich zeichnet sich mit dem felsigen Umriss zugleich ein unnachgiebiger Rand des Lebens selbst ab. Er ist es, der sämtliche Ambitionen und Anpassungen, der jegliche Mobilität und jeden Ehrgeiz, kurz: der die Wahrheit des Lebens an diesem Ort umschließt. Entgleisungen, Rücksichtslosigkeiten oder Übertreibungen stehen den beharrlichen Maßgaben des Insellebens entgegen. Nicht nur sieht die enggefasste Öffentlichkeit – jenseits jeder urbanen Anonymität – dem einzelnen stets zu, wie Morus konstatiert hatte. Die gleichmäßige Gestalt der Orte, wie man sie typischerweise auf den Ägäis-Inseln antrifft, lässt darüber hinaus auch erkennen, dass hier merklicher als anderswo ambitionierte Unverhältnismäßigkeiten missbilligt und die Architektur des Zusammenlebens auf der Ebene Gleicher bevorzugt wurden. Das Maß der Insel hat letztlich ihren reduzierten Möglichkeiten, ihrem limitierten natürlichen Reichtum und ihrer vergleichsweise geringen Zahl an Menschen zu entsprechen. Hier zu sein, das Leben ein Leben lang an diesem Ort zuzubringen, bedeutet, das allzumenschliche Spiel auf engem Raum als unausweichlich zu akzeptieren und zu verinnerlichen. Die Seele wird gewissermaßen selbst zur Insel. Doch ist diese Enge etwas anderes als die Verdichtung der Städte. Und dass Denken Überschreiten heißen soll, gehört eindeutig zu den kontinentalen Überspanntheiten.

Spr. 1

Ob individuelle Idylle oder soziale Utopie, der eng begrenzte Inselraum erlaubt es, die Verhältnisse zwischen individuellem und Gesellschaft, zwischen natürlicher und zivilisatorischer Wirklichkeit wie unter einer Lupe zu betrachten. Auf ein Minimum reduziert wird das erstmals in Daniel Defoes Roman *Robinson Crusoe* Anfang des 18. Jahrhunderts durchgeführt. Gestrandet auf einer unbewohnten Insel zeigt es sich, wieweit die Abtrennung von der übrigen Menschheit eine alte tierische Rohheit des Menschen oder doch die beharrliche Kraft der Kultur zum Vorschein bringt. Im Fall von Crusoe wirkt sich die Inselfituation nun nicht allein als Stabilisator seiner

selbstkontrollierenden Kulturprägung aus, mehr noch wird sie zum moralischen Korrektiv, indem sich der Gestrandete erst jetzt zum guten Christen wandelt, dem eine aus dem Schiffbruch gerettete Bibel zum Leitfaden wird.

Spr. 2

Nicht viel anders sieht es dann auch bei Johann Gottfried Schnabels Robinsonade *Die Insel Felsenburg* von 1731 oder in Jules Vernes *Die geheimnisvolle Insel* aus, wo auf der Grundlage einer christlichen Werteordnung ebenfalls einem kulturellen und sogar technischen Fortschrittsoptimismus gehuldigt wird. Unübersehbar wird die Insel dabei zum Austragungsort des Überlebens. Das Spiel der Zivilisation beginnt gleichsam nochmals von vorn, wobei dessen Akteure eindeutig Spätzivilisationswesen sind. Unter den ursprünglichen Naturbedingungen soll sich jedoch nun herausstellen, in welchem Maße sie womöglich bereits so weit denaturiert sind, dass sie sich in einer Naturwelt als lebensunfähig erweisen, oder ob sie sich im Gegenteil in der Lage zeigen, soziale und sittliche Standards als Rüstzeug des Überlebens aufrechtzuerhalten. Der europäische Inselroman inszeniert, im Gefolge der politischen Insel-Utopie, damit gewissermaßen die Nagelprobe für den sozialen Rousseauismus mit seinem Slogan „Zurück zur Natur“. Gleichzeitig jedoch wird die Insel literarisch als anthropologische Versuchsstation entworfen, die einer anderen, der Moderne von Rousseau aufgegebenen Formel auf den Grund geht: „Der Mensch ist gut geboren“. Sollte dem tatsächlich so sein und der anthropologische Optimismus also gerechtfertigt werden können, dann müsste die Laborbedingung Insel dies an den Tag bringen.

Spr. 1

Unter dem Eindruck eines Jahrhunderts der Kriege unternimmt es der spätere Nobelpreisträger William Golding in seinem ersten Roman *Herr der Fliegen* das bei seinem Erscheinen, 1954, längst traditionelle literarische Inselmotiv nochmals für eine Art Prüfbericht des Menschseins zu nutzen. Die von Golding erzählte Geschichte zeigt uns eine Gruppe von Jungen im Alter zwischen sechs und sechzehn Jahren, die durch die Bruchlandung eines Flugzeugs auf eine Insel verschlagen werden, während in der Welt, aus der sie kommen, gerade ein verheerender Krieg tobt.

Spr. 3

„Wir sind auf einer Insel. Wir sind auf dem Berg oben gewesen und haben ringsum Wasser gesehen, auch keinen Rauch, keine Fußspuren, keine Boote, keine Menschen. Wir sind auf einer unbewohnten Insel, und außer uns ist niemand da.“

Spr. 2

Ohne Erwachsene versuchen die Jungen, nach dem anfänglichen Glücksgefühl des Abenteuers, das Überleben zu organisieren und ihr Zusammenleben zu ordnen. Während ihnen das erste einigermaßen gelingt, während sie zunächst noch Versammlungen abhalten, um das Nötige abzusprechen, entwickelt sich unter ihnen mit der Zeit jedoch eine zunehmende Dynamik der Macht, die am Ende alle Appelle an die Vernunft und die gelernten Standards des guten Umgangs überhört. Wie

durch ein biologisches Naturgesetz bildet sich eine Gruppe der „Jäger“, eine Art „Inselarmee“. Es kommt zu Privilegierungen und einer Hierarchie der Rücksichtslosigkeit und Brutalität. Auf diese Weise wird die Insel, dominiert vom Hordeninstinkt roher Gewalt, zum Miniaturmodell der Naturgeschichte, wie sie augenscheinlich in jeder Zivilisation unauslöschlich weiterwirkt und auf deren Grundlage jede Kultur regelmäßig in Machtkonflikten und einem „Rausch des Tötens“ versinkt. Entsprechend verwandelt ein tiefes animalisches Gedächtnis einen Teil der Jungen allmählich in erregte Raubtiere bis sich schließlich auch der letzte, der sich noch für ein von Respekt und Vernunft getragenes Zusammenleben ausspricht, der einstmals gewählte Anführer Ralph, von der wilden Hetzmeute an den Rand des Todes getrieben sieht.

Spr. 3

„Seine Stimme schrillte auf unter dem schwarzen Rauch vor der brennenden, zerstörten Insel. (...) Mit verfilztem Haar, schmutzigem Leib und verschmierter Nase beweinte Ralph das Ende der Unschuld, die Finsternis in des Menschen Herz“.

Spr. 1

Das abenteuerliche Glück des Anfangs und die tödliche Vernichtungsleidenschaft am Ende – Golding bringt damit ein fatales anthropologisches Gefälle der kulturellen Verinselung und gruppenbezogenen Isolierung zum Vorschein. Und so taucht, nach den utopischen Eilanden und den optimistischen Robinsonaden, ein weiteres Bild des kulturellen Gedächtnisses auf: jenes der Toteninsel. Spätestens mit dem Gemälde von Alfred Böcklin wird sie für die Moderne zu einem kollektiven imaginären Ort, irgendwo zwischen den dekadenten Seelenschauern des Fin de Siècle und den Todesszenarien der Kriegsmoderne. Toteninseln werden in der Folge nicht nur für melancholische Feingeister zum beliebten Motiv der Kunst, Musik, Literatur oder des Films. Auch Adolf Hitler bewunderte das Werk Böcklins, und hängte es in der Version eines Kupferstichs von Max Klinger zuerst in seinem Berghof, dann, kurz nach Kriegsbeginn, in der Reichskanzlei auf.

Spr. 2

Der glückliche Ort der Einsamkeit und Selbstzufriedenheit, den Rousseau zum Ziel der Weltflüchtigen erkoren hatte, verdüstert sich zum Inbild moderner Todesfinsternis. Bei Paul Celans ein Jahr nach Goldings *Herr der Fliegen* veröffentlichtem Gedichtband *Von Schwelle zu Schwelle* wird die Insel zur bedrückenden historischen Signatur.

Spr. 3

„Inselhin, neben den Toten,
dem Einbaum waldher vermählt,
von Himmeln umgeiert die Arme,
die Seelen saturnisch beringt:

so rudern die Fremden und Freien,
die Meister vom Eis und vom Stein:
umläutet von sinkenden Bojen,
umbellt von der haiblaunen See.
Sie rudern, sie rudern, sie rudern –:
Ihr Toten, ihr Schwimmer, voraus!
Umgittert auch dies von der Reuse!
Und morgen verdampft unser Meer!“

Spr. 1

Von Fluss, See, Meer oder Ozean umströmt, ist jede Insel eine Enklave des Wassers, mehr oder weniger schwer zu erreichen, mehr oder weniger schwer zu verlassen. Sie macht eine Zäsur, einen existenziellen oder kulturellen Einschnitt wirksam. Die Umgebung des Wassers, das die Insel umschließt oder auch einschließt, bewirkt umgekehrt, dass sie in gewisser Weise ausgeschlossen ist, nicht anschlussfähig. Eine Eigenschaft, die nahezu zwangsläufig ein Momentum von Gewalt in sich trägt, indem jede Insel dadurch in die Nähe eines natürlichen Gefängnisses rückt. Das Eingeschlossensein und die Unentrinnbarkeit haben aus diesem Grund nicht bloß literarische Gefängnis-Fantasien beflügelt, wie die vom Graf von Monte Christo. Von Elba und Robben Island bis Guantanamo wurden Inseln als Verbannungsorte und Gefangenenlager auch ganz real ins Werk gesetzt.

Spr. 2

Ein junger Arzt, der sich die militärische Parole „Erkenne die Lage“ zum Leitspruch seines scharfen zeitanalytischen Intellekts genommen hat, wird exakt mit dieser Erfahrung konfrontiert. Dieser junge Arzt, Gottfried Benn, wird 1914 zum Krieg herangezogen, zuerst in das von deutschen Truppen eroberte Brüssel, von dort aus sodann auf eine Insel versetzt. Benns Spiegelfigur Rönne gibt in der Erzählung *Die Insel* über diese isolierte Situation Auskunft.

Spr. 3

„Tat es etwas, daß die Insel klein war, übersehbar von einem Hügel, ein Streifen Stein zwischen Möwen und Meer – es gab das Gefängnis da mit den Sträflingen, daran Arzt zu sein er ausersehen (...). Eins fühlte er sich mit dem Geiste, der ihn hier herberufen und gestellt, der sich ohne Zaudern zur Sicherstellung der vorwärtszielenden bürgerlichen Verrichtung entschloß, der dem Schutze galt, die die Öffentlichkeit dem strebenden Bemühen schuldete, mit einem Wort: der die Ausmerzung des Schädlings anstrebte“.

Spr. 2

Verstoßung, Absonderung, Auslöschung: im Rahmen seines Dienstes im Militärgefängnis musste Benn auch bei Exekutionen von „Schädlingen“ zugegen sein. Der Ordnung der Ausschließung, bei der die Insel zu einem Element der Macht wird, stellt er allerdings den alternativen kulturellen Sinn des Insularen und des utopischen Raums entgegen. In der zerreißenen Spannung, die dadurch entsteht und welcher das moderne Individuum nach Benns Ansicht nicht zu entgehen vermag, beginnt ein Doppelleben, das neben das bürgerliche, repressive Funktionssubjekt den ästhetischen, freien „Rauschkünstler“ Nietzsches stellt.

Spr. 3

„Rönne setzte sich. Ich habe etwas freie Zeit, sagte er sich, jetzt will ich etwas denken. Also, eine Insel und etwas südliches Meer. Es sind nicht da, aber es könnten da sein: Zimtwälder. Jetzt ist Juni, und es begönne die Entborkung, und ein Zweiglein bräche dabei wohl ab. (...) Ferne ist die Zeit der Trauer (...). Die Begriffe, schien ihm, sanken herab. (...) «Mohn, pralle Form des Sommers», rief er, «(...) an Deiner Narbe Blauschatten, an Deine Flatterglut gelehnt, gewärmt, getröstet, hingesunken an Deine Feuer: aufgeblüht!: nun dieser Mann –: auch Du! Auch Du! — An meinen Randen spielend, in Sommersweite, all mein Gegenglück (...). Ich lebe auf dieser Insel und denke Zimtwälder. In mir durchwächst sich Wirkliches und Traum.“

Spr. 1

Die politische Utopie wird unter den realen Bedingungen der Geschichte zur dionysischen Fantasie. Traum und Alptraum prallen dabei hart aufeinander. Und als wäre eine Art visionärer Magnetismus am Werk, scheint jede Insel Bilder von Verheißungen und Schrecken anzuziehen. Felsige Flecken im Meer verwandeln sich zu Inbildern der menschlichen Isolation, üppig grünende Eilande zu Ikonen eines abgeschiedenen, ungestörten Glücks. Darauf siedeln das Dämonische und die unauslöschlichen Instinkte der Gewalt und erzeugen Geister- und Gefangeneninseln. Andererseits aber werden Inseln auch zu abgetrennten Arealen individueller Freiheit und des „Gegenglücks“, zu Sehnsuchtsorten für Separatisten von Massen, Märkten und politischen Mächten. Noch in den trivialen Versionen der massenmedialen Formate, in Zeichentrickfilmen und Fernsehserien über immer wieder neue Robinson-Schicksale, bleibt ein Rest davon bewahrt. Und auch jene globalen Streuner, die mit ihrem Geld und ihren Körpern die Inseln bloß flüchtig berühren, um für kurze Zeit einem leistungsgetriebenen und überbeanspruchten Leben zu entgehen, suchen dort etwas von einer Poesie der Einsamkeit und dem Traum eines überschaubaren, einfachen Daseins.

Spr. 2

Und so sind Inseln bis in die Gegenwart Sehnsuchtstopos, Gegenwelt und Spiegelfolie eines Lebens geblieben, das sich anders imaginiert. Tatsächlich scheint in der Inselbesessenheit die menschliche Bedingung des globalen Existierens mit besonderer Prägnanz zum Ausdruck zu kommen, die berauschte Seele ebenso wie die hässliche Fratze des Menschen, seine träumerische Sanftmut und nackte Gewalt.

Vor allem aber jenes Alleinsein, das kein noch so weites Festland und keine noch so dicht bevölkerte Großstadt dem Individuum abnimmt.

Spr. 1

Vom Meltémi gepeitscht, jagen an jedem Tag unablässig Wolkenschatten über das Exhotel Pántheon, jene nahezu geräuschlose Insel der Literatur, treiben weiter über die Insel Páros und den Ring der Kykladeninseln. Als dunkle, surreale Gestalten spielen sie auf der Landschaft, so als erlebe hier das uralte griechische Masken- und Mystertheater der Mischwesen und Chimären gerade sein Remake. Jetzt, nach Wochen, beginne ich mit dem Versuch, über die Insel zu schreiben und begreife dabei allmählich, wie Rousseaus Frage: „Losgerissen von der ganzen Welt, was bin ich selbst?“ die literarische Motivik der Insel nicht weniger wie das philosophische Nachdenken über das isolierte Leben auch heute noch mit einer anhaltenden Unruhe auflädt. Und gelegentlich wiederhole ich jene Verse Rainer Maria Rilkes, mit denen er der Verinselung des Bewusstseins und Lebens, womit die moderne Individualität sich konfrontiert sieht, in seinem Gedicht *Die Insel* am Beginn eines Jahrhunderts dunkler, surrealer Gestalten der Zerstörung eine lyrische Form gegeben hat.

Spr. 3

„Nah ist nur Innres; alles andre fern.

Und dieses Innere gedrängt und täglich

Mit allem überfüllt und ganz unsäglich.

Die Insel ist wie ein zu kleiner Stern,

welchen der Raum nicht merkt und stumm zerstört

in seinem unbewußten Furchtbarsein,

so daß er, unerhellte und überhört,

allein,

damit dies alles doch ein Ende nehme,

dunkel auf einer selbsterfundnen Bahn

versucht zu gehen, blindlings, nicht im Plan

der Wandelsterne, Sonnen und Systeme.“